

DANIA DICKEN

**DAMIT DU
NIE VERGISST**

DIE PROFILERIN



»Ich versuche es zumindest«, sagte sie augenzwinkernd. Christopher schob ihr die Fotos hin, die von dem Toten vor Ort gemacht worden waren.

»Wie viele Messerstiche?«, fragte Andrea angesichts seines blutgetränkten Hemdes.

»Vierzehn. Da wollte jemand sichergehen.«

»Und das hat keiner gehört?«

»Angeblich nicht«, sagte Christopher achselzuckend.

»Egal. Weiter. Wer war er?«

»Jacob Lambert, achtundvierzig. Er hat für eine Bank gearbeitet. Geschieden, zwei Kinder. Seine Familie lebt in Leeds, und da war sie auch zur Tatzeit. Das war es also nicht.«

Andrea betrachtete den Mann auf dem Foto. Er hatte kurzes braunes Haar, war um die Körpermitte etwas beleibter, sah aus wie der typische Angestellte. Unspektakulär. Durchschnittlich.

»Was gab es bei ihm zu Hause? Interessante Einträge im Terminkalender? Schmutzige Pornos? Liebesbriefe? Ein geheimes Geld-Depot?«, fragte Andrea.

Deprimiert schüttelte Christopher den Kopf. »Nichts. Gar nichts. Das ist es ja. Aber irgendjemand hatte ein Problem mit ihm, das ihm vierzehn Messerstiche wert war.«

Andrea überlegte. Der Täter war ihm nah gekommen, mitten in der Innenstadt. Keine Zeugen. Seine volle Geldbörse war auf den Fotos zu sehen. Also auch kein Raubmord.

Sie hob die Akte an. »Darf ich?«

»Gern. Schaff mir das bloß aus den Augen.« Christopher klang gereizt.

Grinsend verließ Andrea den Raum und ging hinüber in ihr Büro. Für ein Büro war es ausnehmend gemütlich, denn Greg hatte ihr ein paar einfache Tips gegeben, wie sie es wohnlicher gestalten konnte. Es gab Pflanzen, Bilder in warmen Farben, nicht nur schwarze Ordner im Regal, sogar ein kleines Sofa und einen Sessel. Manche Leute wurden auf einmal gesprächig, wenn sie sich in anheimelnder Atmosphäre befanden.

Sie legte die Akte auf den Couchtisch und brühte sich zuerst noch frischen Tee auf. Tee half beim Denken. Manchmal.

Mit der Tasse in der Hand setzte sie sich aufs Sofa und begann, die Akte zu studieren. Sie hatte gewusst, dass Christopher gerade an einem vertrackten Mordfall arbeitete, aber da er sie bislang nicht um Hilfe gebeten hatte, hatte sie sich auch nicht aufgedrängt.

Bis jetzt. Seine schlechte Laune war ein verkappter Hilfeschrei gewesen, so viel stand fest. Martin hatte es bestätigt.

Zwanzig Minuten später wusste Andrea, warum der Fall Christopher aufregte. Es gab wirklich nicht den geringsten Hinweis auf einen Täter oder ein Motiv. Beim Opfer zu Hause war überhaupt nichts gefunden worden, was Hinweise geliefert hätte; der Mann hatte keine Feinde. Nichts.

Wahrscheinlich hatte Christopher mit seinem Zufallsoffer gar nicht unrecht. Nichts an Jacob Lambert hätte Andrea vermuten lassen, dass es einen Anlass gab, ihn mit vierzehn Messerstichen in die Brust niederzustrecken.

Also musste sie bei Mr. Unbekannt anfangen, beim Täter. Die Anzahl der Messerstiche behagte ihr überhaupt nicht. Das war ein klassischer Overkill. Der Obduktionsbericht verriet, dass schon die zwei oder drei Stiche in der Herzgegend gereicht hätten, Lambert zu

töten. Sie waren auf einer Zeichnung markiert. Seine Lunge war voller Blut gewesen, die Stiche über seinen gesamten Oberkörper verteilt. Das war blinde Wut, unkontrollierter Hass.

Aber wenn er ein Zufallsopfer war, dann lag das Problem beim Täter. Entweder hatte Lambert irgendeinen Fehler begangen, der den Täter provoziert hatte, oder der Mörder war nicht in der Lage, sich zu zügeln. Er war leicht reizbar, verlangte nach sofortiger Triebbefriedigung, ging ungehemmt vor.

Diverse psychische Störungen hätten der Grund für dieses übersteigerte Handeln sein können. Schizophrenie, Paranoia, Manien. Andrea wusste es nicht. Es war auch egal, denn das musste sie gar nicht wissen. Mit der Akte in der Hand ging sie wieder zu Martin und Christopher hinüber. Martin telefonierte gerade und Christopher hackte ohne Elan etwas in seine Tastatur.

»Wenn Jacob Lambert dem Täter keinen spezifischen Grund geliefert hat, ihn zu töten, ist unser Täter vielleicht psychisch krank«, sagte sie. Christopher kniff die Augen zusammen.

»Das war ein Overkill«, fuhr Andrea fort. »Und ein Overkill an einem Unbekannten hat nur eine begrenzte Anzahl von Ursachen. Vielleicht gibt es deshalb kein Motiv und keine sichtbare Verbindung: Es ist keine da.«

Die Überraschung in seinem Blick erstaunte Andrea. Schließlich hatte sie ihm schon öfter ein Profil oder zumindest Ansätze dafür geliefert.

»Danke.« Er nahm die Akte entgegen. »Du rettetest meine Nerven.«

»Wenn ihr alles allein machen würdet, wäre ich arbeitslos«, erwiderte sie grinsend.

»Dann werde ich jetzt diversen Leuten Scherereien wegen ihrer ärztlichen Schweigepflicht machen«, beschloss er, nun wesentlich enthusiastischer.

Andrea nickte und ging wieder in ihr Büro. Dort wartete ein weiterer hochspannender Bericht darauf, verfasst zu werden. Sie setzte sich an den Computer, nippte an ihrem Tee und begann. Bei der Sache war sie jedoch nicht. Zehn Minuten später minimierte sie das Dokument und überlegte. Etwas spukte ihr im Kopf herum.

Das Messer. Natürlich. Sie griff zum Telefon und rief im Norfolk Constabulary Headquarters in Wymondham an. Inzwischen wunderte sich niemand mehr, wenn er von ihr hörte. Sie ließ sich mit dem Inspector verbinden, der vor einigen Wochen wegen der Ermordung einer jungen Prostituierten ermittelt hatte. Er hatte sie um ihre Expertise gebeten, aber vielleicht musste sie die revidieren.

»Wheeler«, meldete er sich gelangweilt. »Ist Ihnen noch etwas eingefallen, Mrs. Thornton?«

»Vielleicht. Was sagte der Gerichtsmediziner zur Tatwaffe im Fall Sue Williams?«

»Ein Butterflymesser, aber das konnte er nicht mit Bestimmtheit sagen.«

Ihr wurde heiß. »Wenn das stimmt, haben wir vielleicht eine Verbindung zu einem anderen Mordfall.«

»Tatsächlich?«

Sie erzählte von Jacob Lambert und ergänzte: »Der Gerichtsmediziner vermutet auch in diesem Fall ein Butterflymesser als Tatwaffe. Das wäre ungewöhnlich.«

»Das stimmt. Bei Sue Williams ist es das nicht unbedingt. In ihrem Milieu ist eine solche Waffe weit verbreitet.«

»Sicher, aber vielleicht haben wir deshalb falsch gedacht. Wir vermuteten den Täter doch unter den Zuhältern oder in ähnlichen Kreisen.«

»Aber Lambert wurde erstochen. Sue Williams hat man die Kehle durchgeschnitten«, sagte Wheeler.

»Ja, und post mortem hat der Täter ihr das Herz durchbohrt. Fünf Mal. Das ist auch ein Overkill. Vielleicht war Sue Williams ein austauschbares Zufallsopfer, an dem der Täter nur geübt hat. Vielleicht war es in beiden Fällen derselbe Täter. Bei Sue Williams gab es ebenfalls weder einen Verdächtigen noch ein Motiv.«

»Sie war Prostituierte.«

Andrea gefiel nicht, wie er das sagte. Unter Polizeibeamten wurden Prostituierte als Hoch-Risiko-Gruppe gehandelt; als Menschen in einer rechtlichen und moralischen Grauzone, die erhöhten Risiken ausgesetzt sind. In solchen Fällen wurde nicht immer mit größtem Nachdruck ermittelt. Da hatte eben jemand eine Bordsteinschwalbe aufgeschlitzt – na und?

Andrea teilte Wheeler die Vermutung mit, die sie zuvor Christopher gegenüber geäußert hatte, und entnahm seinem Unterton zufrieden, dass er die Idee gut fand. Das war ein neuer Ermittlungsansatz.

Bis zum Nachmittag schaffte sie den langweiligen Bericht, sodass sie pünktlich Feierabend machen konnte. Gern hätte sie sich von Christopher verabschiedet, aber sein Büro war leer. Er war unterwegs. Grinsend ging sie zum Auto und beschloss, sich nicht länger darüber zu wundern, dass er praktisch kein Privatleben hatte. Er war ein Workaholic.

Gut gelaunt fuhr Andrea in südlicher Richtung und parkte zehn Minuten später den Wagen vor dem Kindergarten. Die Fenster waren mit farbenfrohen Bastelarbeiten der Kinder geschmückt, deren Gelärme sie begrüßte, sobald sie die Tür geöffnet hatte. Sie fand ihre Tochter nur mit Hilfe einer der Erzieherinnen in der Ecke, wo die Plüschtiere aufgehoben wurden. Um sich herum hatte Julie Teddys, Elefanten und Kätzchen ausgebreitet und war völlig vertieft, sodass sie ihre Mutter erst bemerkte, als Andrea sie ansprach. Das Mädchen strahlte übers ganze Gesicht und hatte die Plüschtiere gleich vergessen. Ihre Zöpfe waren schief, aber das störte sie nicht.

»Komm, Süße, lass uns nach Hause fahren«, sagte Andrea. Julie zappelte unruhig, als Andrea versuchte, ihr die Jacke anzuziehen. Mit großen Augen schaute Julie ihr dabei zu, wie sie den Reißverschluss schloss. Die Kleine versuchte das immer wieder selbst, schaffte es aber nicht. Ihr fehlten noch ein wenig das Fingerspitzengefühl und die Geduld dafür.

Als sie fertig war, streckte sie die Hand in die Höhe und tastete nach Andreas. Es war ein Ritual. Sie wollte immer an der Hand ihrer Mutter gehen, sei es auch nur für drei Schritte.

Gemeinsam näherten sie sich dem Auto. Plötzlich quiekte Julie verzückt und zeigte auf einen kleinen Hund auf der anderen Straßenseite.

»Mami, da«, sagte sie mit leuchtenden Augen.

»Magst du Hunde?«, fragte Andrea.

Julie nickte eifrig. »Will haben!«

»Vielleicht bekommen wir ja einen«, sagte Andrea augenzwinkernd. Julie wusste genau, dass Greg ebenfalls Hunde liebte, und Andrea hatte schon Befürchtungen, ihre Tochter würde ihn später darauf ansprechen.

Andrea spürte die interessierten Blicke einer anderen Mutter, weil sie Deutsch mit ihrer Tochter redete. Gregory und sie hatten sich das im Vorfeld genau überlegt. Andrea unterhielt sich mit Julie auf Deutsch und er auf Englisch, in ihrer Anwesenheit benutzten sie untereinander auch meistens Englisch, damit Julie sich daran gut gewöhnen konnte. Das klappte bestens. Jedes Mal, wenn sie in den Kindergarten kam, plapperte sie gleich auf Englisch los. Sie wusste, dass auf Deutsch nur Andrea, Greg und seine Familie sie verstanden. Andrea beneidete sie um die Chance, zweisprachig aufzuwachsen, und verstand immer noch nicht, wie sie die Sprachen trennte.

Nur Minuten später waren sie zu Hause. Julie stürmte ins Haus und nahm ihr kleines Stoffkrokodil Leelu in Empfang. Nach einem kurzen Besuch in ihrem Zimmer fragte sie, ob sie fernsehen dürfe. Andrea war einverstanden, stellte Julie eine DVD an und setzte sich in einer Ecke des Wohnzimmers an den Computer, um ihre Mails abzurufen. Zu ihrer Freude fand sie eine Mail von ihrer Freundin Sarah. Sie arbeitete als Gutachterin und Betreuerin fürs Jugendamt in Leicester. An der Uni waren die beiden Zimmernachbarinnen gewesen. Sie fehlte Andrea sehr, denn sie sahen sich nur noch selten. Inzwischen hatte Sarah einen Freund, mit dem sie zusammenwohnte, aber manchmal kam sie allein zu Andrea und Gregory. Immerhin war sie Julies Patentante.

Andrea hatte die Mail gerade zur Hälfte beantwortet, als die Haustür geöffnet wurde, deshalb stand sie auf und ging Gregory zur Begrüßung entgegen. Ohne etwas zu sagen, küsste sie ihn. Früher hatte sie einmal gedacht, dass man sich aneinander gewöhnte; dass die Leidenschaft nachließ, wenn man eine Weile verheiratet war. Aber das stimmte nicht.

»Hallo.« Er strich ihr übers Haar. »Schön, dass du schon da bist.«

»Hast mir gefehlt.«

»Hier bin ich.«

»Hattest du einen guten Tag?«

Er nickte. »Wir konnten den Auftrag beenden. Und bei dir?«

»Ich hoffe, ich konnte Christopher helfen. Er kam bei einem Mordfall nicht weiter.«

»Du kannst ihm immer helfen.« Gregory zwinkerte seiner Frau zu. »Wo ist denn unsere Prinzessin?«

»Fernsehen.«

»Aber nicht diese Barbie-Serie, oder?«

Lachend folgte Andrea ihm ins Wohnzimmer. Nein, es war nicht die Barbie-Serie. Julie hatte zum Glück für eine Zweieinhalbjährige viel Geschmack. Dennoch hatte sie Zeit für eine ausgiebige Daddy-Begrüßung. Sie schlang die Ärmchen um sein Bein und sah Andrea zufrieden an, so als würde sie ihr sagen wollen, dass Papa jetzt ihr gehörte.

Er hatte alle Hände voll zu tun, die kleine Klette wieder loszuwerden, um Andrea in die Küche zu folgen. Dasselbe tat Julie allerdings auch. Gregory strich ihr übers Haar und lächelte.

»Will Arm!«, forderte sie entschieden, die Arme vor der Brust verschränkt. Mittendrin spähte Leelu heraus.

Gequält sah Gregory seine Frau an, beugte sich zu Julie hinab und hob sie auf den Arm. »Du bist aber ganz schön schwer.«

Sie schüttelte grinsend den Kopf.

»Doch, ich denke schon.« Er gab ihr einen Stupser auf die Nase. Wieder schüttelte sie den Kopf.

»Was ist los, wer hat Hunger?«, fragte Andrea.

»Ich!«, krächte Julie.

»Wer kocht?«, fragte Greg. Andrea bot an, es diesmal zu übernehmen, sodass er die ersehnte Chance nutzen konnte, sich ein wenig die Zeit mit Julie zu vertreiben. Von der Küche aus beobachtete Andrea die beiden, während sie sich um Fischstäbchen, Spinat und Kartoffelbrei kümmerte. Die Kleine versetzte Andrea gedanklich zurück in ihre eigene Kindheit, so oft gab es jetzt Kinderessen. Aber das störte sie nicht, denn es war lecker.

Greg und Julie fochten einen fürchterlichen Kampf auf dem Teppich vor dem Sofa. Sie wollte ihm zeigen, wer das Sagen hatte, und thronte nach kurzer Zeit siegreich auf seiner Brust.

»Oh nein«, rief Gregory gespielt. »Ich bin besiegt! Bitte Gnade ...«

»Nein!«, rief Julie entschlossen.

»Nein? Ah, da fällt mir etwas ein. Pass auf, ich kitzle dich, bis du tot bist.«

Julie kreischte vor Entsetzen, als Gregory sie ohne große Mühe festhielt und kitzelte. Sie lachte und wollte weglaufen, aber er ließ sie nicht.

»Mami!«, schrie sie schließlich, als sie unter ihm lag und Tränen lachte. »Mami!«

Mit skeptischem Blick kam Andrea näher. »Was treibt ihr da?«

»Ich gewinne gerade«, sagte Gregory.

»Das darfst du nicht. Sie ist doch eine Prinzessin.«

»Genau!«, rief Julie triumphierend.

»Oh, natürlich. Entschuldigt, Hoheit«, sagte Gregory und warf sich theatralisch vor seiner Tochter auf die Knie.

Andrea lachte darüber und kehrte in die Küche zurück, allerdings folgten die beiden ihr. Gregory erklärte Julie, dass die Fischstäbchen irgendwann mal Flossen gehabt hatten, und fing sich dafür einen ziemlich verständnislosen Blick von Andrea ein.

»Nachher glaubt Julie das noch«, sagte sie. »Kühe sind auch nicht lila, nur weil Milka das behauptet.«

»Ich weiß.« Gregory machte sich gemeinsam mit Andrea daran, den Tisch zu decken, und übernahm es kurz darauf sogar, Julie beim Essen zu helfen.

Sie waren gerade mit dem Essen fertig und räumten die Spülmaschine ein, als es klingelte. Greg nickte Andrea zu, deshalb ging sie zur Tür. Als sie Rachel durch die Scheibe sah, stutzte sie. Sie war allein – und sie hatte geweint.

Oh nein, dachte Andrea. Sie war der Wahrheit in Gedanken zu nah gekommen. Rachels hübsches Gesicht so traurig zu sehen, machte sie betroffen.

Schnell öffnete sie und begrüßte Rachel mit einem Lächeln. »Du bist es. Komm doch rein.«